

Was knüpft uns an Elſaß-Lothringen?



Zwei Schulreden

von

Prof. Dr. Hermann Knauth,

Oberlehrer an der Lateinischen Hauptschule in den Franckeschen Stiftungen

zu Halle a. S.

Beilage zum Jahresbericht der Lateinischen Hauptschule in den Franckeschen Stiftungen zu Halle a. S.
Ostern 1902.

Halle a. S.

Druck der Buchdruckerei des Waisenhauses.

1902.



902. Progr. No. 261.

9ha
14 (1902)

261b1





Vorwort.

Die Errungenschaften der Jahre 1870/71 der Jugend nahe zu bringen, hat die Schule immer für ihre besondere Aufgabe gehalten. Diesem Zwecke sollen auch die nachfolgenden Reden dienen, welche die Bedeutung des Reichslandes Elsaß-Lothringen für Deutschland darstellen und die mannigfachen Beziehungen, die zwischen diesen nun wiedergewonnenen Landschaften und dem Mutterlande bestehen, in allgemeinen Zügen nachweisen wollen. Sie sind in bedeutungsvollen Jahren gehalten worden, die erste im Jahre der Trauer 1888, die zweite 1898, als deutsche Schiffe unter Prinz Heinrich hinausgezogen waren, um im fernen Ostasien einen Stützpunkt der deutschen Macht zu erwerben. Die Stimmungen, welche damals jeden Deutschen beseelten, haben auch diesen Reden ihren Stempel aufgedrückt, und ich wollte nichts an ihnen ändern, weil ich glaube, daß sie in ihrer ursprünglichen Fassung am unmittelbarsten zum Leser sprechen und, was mich bewegte, in seinem Herzen nachklingen lassen.



I.

Festrede, gehalten am Sedantage 1888.

Hochgeehrte Versammlung, liebe Schüler!

Nachdem wir in diesem Jahre zweimal uns versammelt haben, um eine Feier schmerzlicher Art zu begehen und Trost zu suchen für die schweren Verluste, welche uns und das ganze Vaterland in dem Hinscheiden zweier geliebter Herrscher betroffen haben, ist nunmehr ein Tag wiedergekehrt, an welchem zwar der Nachhall jener ernsten Heimsuchungen unseres Volkes wiederum lauter vernehmbar wird, aber nur um versöhnlich auszuklingen in Lob und Dank gegen Gott, der unser deutsches Vaterland in den Ruhmesthaten jener beiden unvergesslichen Helden so hoch gesegnet hat. — Ja, ein Dankfest soll der Sedantag unserer Nation auch heute sein trotz aller Stimmen der Wehmut und Trauer um unsere großen Toten, deren Gedächtnis wir nicht besser ehren können, als wenn wir fleißig betrachten und beherzigen, welche Segnungen uns ihr Leben gebracht hat. — Und darauf weist uns in besonderem Maße der heutige Tag hin, der uns zurückführt in die größte Epoche der neueren Geschichte, in die Ruhmesjahre 1870 und 1871. Was wir in diesen Jahren errungen, wie ein Vermächtnis aus der Hand unserer verbliebenen Herrscher empfangen haben und tapfer zu behaupten ihrem Andenken schuldig sind, das sollen wir heute am Sedantage betrachten. Und es entspricht darum der Bedeutung dieser Stunde, wenn wir unsere Blicke nach Westen richten, wo vor nunmehr 18 Jahren die köstliche Frucht aus blutiger Kriegesaat, die Aufrichtung des Deutschen Reiches erstritten wurde, auf jene Grenzmarken, die in dem Namen „Reichsland“ sich als das wichtigste Unterpfand dieser Errungenschaft darstellen. Noch heute bilden sie ja den Prüfstein, an welchem sich die Liebe zu Kaiser und Reich bewähren soll. Denn unsere westlichen Nachbarn können den Verlust der blühenden Provinzen nicht verschmerzen, und die künstlich genährte Revancheidee ist es, welche Deutschland zwingt, fortwährend Wacht am Rhein zu halten und unsern unvergesslichen Kaiser Wilhelm noch kurz vor seinem Tode nötigte, mit schwerem Herzen ein großes Opfer zur Wehrhaftigkeit des Vaterlandes zu fordern. Aber gerade darum wird uns das Land teuer und wird es uns noch mehr, wenn wir bedenken, daß es sich nicht bloß um einen Länderbesitz handelt, sondern um idealere Güter, die wir im Elsaß verteidigen müssen. Wir schützen im Kleinod der Vogesen ein Stück unseres eigensten Wesens, unserer Nationalität. Je lebendiger dieses Bewußtsein wird, je mehr wir mit unserem Denken und Fühlen in den Reichslanden heimisch werden, um so mehr wird der Wunsch uns erfüllen, sie nie zu lassen. So sei es denn der Zweck dieser Stunde, ein Band unserer persönlichen Teilnahme um das Vogesenland zu schlingen, indem wir uns die Frage zu beantworten suchen:

„Was knüpft uns an das Elsaß?“

In ganzer Länge bespült von dem deutschesten aller Ströme, dem in so vielen vaterländischen Liedern verherrlichten Rhein, der seine Fluten mit den Gewässern des Wasgaus mischt, durch ihn nicht von uns geschieden, sondern mit uns verbunden, breitet es sich aus im Schmucke seiner fruchtbaren Auen und rebenumwachsenen Gelände nach den dunkeln Vogesenbergen, von deren burggekrönten Gipfeln man das reiche Land überschaut. Ein elsässischer Dichter preist es in deutscher Zunge mit den Worten:

Mein Auge kann nicht satt sich schauen
An deiner Wälder Pracht und Glanz,
Am goldnen Segen deiner Auen,
An deiner Dörfer schmuckem Kranz.
Reck stürzt der Strom voll mut'gen Strebens
Von deiner Berge hohem Wall.
Der Pulsschlag deines reichen Lebens
Regt sich vernehmlich überall.

Und die Namen der Städte und Dörfer, welche das Land beleben, es sind Namen von gutem deutschen Klange, und wenn auch manche von ihnen im Laufe der Fremdherrschaft mit französischem Wesen übersponnen sind und häufig das Alte hat weichen müssen, so ist doch der ursprüngliche Charakter unverwischbar. Vieles gemahnt an die Zeit des deutschen Mittelalters, die Stadtmauern und Türme sind oft erhalten, oder ihre Stelle ist wenigstens noch kenntlich, wenn auch jetzt in freundliche Spaziergänge mit schattigen Bäumen verwandelt. Bürgerhäuser mit ihren Erkern und geschmückten Portalen, Brunnen, welche, von Bildwerken gekrönt, lustig inmitten des belebten Marktplatzes plätschern, stattliche Rathhäuser, deren altertümliche deutsche Inschriften bürgerliches Selbstgefühl atmen, erinnern an die Blütezeit bürgerlichen Lebens. Und in noch höherem Grade tragen die uralten Dörfer in Anlage und Bau der Häuser heimatliches Gepräge. Sie zeigen besonders im nördlichen Elsaß den fränkisch-oberdeutschen Typus, der sich erstreckt über ganz Mittel- und Süddeutschland von der Ruhr bis zu den Alpen, vom Westerwald und den Vogesen bis Altbayern und Steiermark, und scheinen den häuslichen Charakter der Bewohner, die Richtung auf deutsches Familienleben anzudeuten, indem die einzelnen Gebäude des Gehöftes häufig sich so verteilen, daß sie den Hof nach drei Seiten abschließen, während die vierte von der Straße durch eine Mauerwand getrennt ist, welche fast die Höhe von zwei Stockwerken erreicht, so daß kein Blick von außen herüber dringen kann.

Und in den anheimelnden Wohnhäusern lebt ein tüchtiges Geschlecht allemannischen Stammes, dessen Mundart der Sprache des badischen Oberlandes verwandt ist, wie wir sie aus den Hebel'schen Gedichten kennen, kräftig und treuherzig, wenn auch etwas breit und nicht eben wohlklingend. Aber gerade darin, daß dem Allemann die Zunge nicht so geläufig ist, das Wort nicht so glatt fließt als dem Franzosen, liegt der glückliche Umstand begründet, daß gallische Laute besonders im Unterelsaß so gar nicht feste Wurzel haben schlagen können. Von 1000 Einwohnern sprechen noch 774 nur deutsch, bei 105 sind beide Sprachen im Gebrauch und nur 121 sprechen bloß französisch. Und doch hat es an Bestrebungen, das Deutsche zu verdrängen, nicht gefehlt. Schon Ende des 17. Jahrhunderts erschien ein Gesetz über Einführung der französischen Gerichtssprache, 1803 wurde die Universität Straßburg zu einer französischen Akademie, in den Gymnasien wurde die französische Unterrichtssprache eingeführt, und auch aus den Vorschulen suchte man das Deutsche herauszudrängen. Aber unvertilgbar ist die Stimme der Natur, und mit Recht bekennt der elsässische Dichter Adolf Stöber:

Muttersprache deutschen Klanges,	Sollt' ich deine Fülle missen,
O wie hängt mein Sinn an dir;	Ich mich kränkte der Verlust
Des Gebetes und Gesanges	Wie ein Kind, das man gerissen
Heil'ge Laute gabst du mir.	Von der warmen Mutterbrust.

Und der würdige Straßburger Professor Neuß hat der ausdauernden Gesinnung seiner Landsleute den schönsten Ausdruck gegeben in den Worten: „Wir reden deutsch“ heißt ja nicht bloß, daß wir unsere Muttersprache nicht abschwören wollen, sondern es heißt, daß wir in unserer ganzen Art und Sitte, in unserm Glauben, Wollen und Thun deutsche Kraft und Treue, deutschen Ernst und Gemeingeist, deutsche Uneigennützigkeit und Gemütlichkeit bewahren und als ein heiliges Gut auf unsere Kinder vererben wollen. Auf beiden Rheinufern wohnt für uns nur ein Volk; Schlachten und Welthandel können es zersplittern, Zollhäuser und Schlagbäume es trennen, aber die Herzen scheiden sich nicht.“ — Noch hört der Wanderer in den Dörfern die herzlichen deutschen Grüße: „Gute Tag, behüeti Gott, lebet wohl“ und an der Wiege singt die Mutter das Wiegenlied: „Schlaf, Kindele, schlaf“, wie überhaupt das deutsche Volkslied hier eine Heimstätte hat; ich erinnere nur an die Lieder „O Straßburg, o Straßburg“ und „Zu Straßburg auf der Schanz“. Aber nicht bloß die Sprache, dieses innigste und unverleugbarste Band der Verwandtschaft, das mit geheimnisvollem Zauber die Stammesgenossen umschlingt, ist es, was uns dem Volke nahe bringt, auch der Volkscharakter verleugnet nicht die alte Zusammengehörigkeit, und der eben genannte Eduard Neuß kann es selbstbewußt von seinen Landsleuten Frankreich gegenüber aussprechen: „Wir sind nicht so witzig, wir reden nicht so schön, wir sind aus größerer Wollge spinnend, wir rechnen nicht so schnell, wir machen weniger statistische Tabellen, ja, ja, aber dafür sind uns Menschen auch keine Zahlen geworden, wir sind noch einer Begeisterung für das Heilige fähig, wir meinen nicht, daß die Religion nur für die Geistlichen gut sei, wir haben die Liebe nicht zur Galanterie entwürdigt, wir haben unsere Ideale noch nicht weggewißelt, wir lächeln nicht mitleidig, wenn ein Jüngling an die Menschheit glaubt oder wenn ein Mann sich in ihrem Dienste verzehrt, wir wollen nicht bloß scheinen, sondern sein. Wir tauschen nicht, wir dürfen nicht tauschen.“

Auch die deutsche Sitte, die auf das innigste mit dem Volkscharakter zusammenhängt, ist im Lande der Vogesen noch nicht geschwunden. Sie lebt fort in den malerischen Trachten der Landleute, in Hausgerät und Einrichtung der Stuben, in so manchem schönen Brauch. Noch immer bildet, besonders in der evangelischen Bevölkerung des Unterelsaß die deutsche Bibel, in den katholischen Gegenden wenigstens das deutsche Gesangbuch und der deutsche Katechismus ein ehrwürdiges Erbstück der Familie, deutsche Sitte herrscht bei Hochzeitsfesten und Kirchweihen, besonders aber am lieben Weihnachtsfest, wo in den festlichen Stuben der Tannenbaum brennt und das Christkindel kommt im weißen Gewande, mit einer Krone, auf welcher Wachskerzen brennen.

Und neben der deutschen Sitte lebt noch als ein kräftiger Nachklang der Vergangenheit die deutsche Sage, welche uns das schöne Land wie kein zweites zu einem poetischen, romantischen Gebiete macht. Sie umfaßt das ganze Elsaß. In der Nähe der Schweizergrenze, unweit der Illquellen beginnend, ziehen sich die Sagen am Rhein durch die Ebene hin, besonders aber längs dem Wasgau, sich in die verborgensten Thäler, in die tiefsten Waldungen versenkend, bis an die Lauter, welche das Elsaß von der Rheinpfalz scheidet. Keine Burgruine ist ohne Sage, nicht wenige bieten verlorene Klänge aus der deutschen Vorzeit, so die Sage von der Schlacht bei Volkensberg, einem Dorfe im Oberelsaß an der Straße von Basel nach Mompelgard, welche berichtet, daß dort häufig bei Nacht altes Germanenvolk der Erde entsteigt und tobend durch Wald und Auen stürmt. Es sind die Geister der alten Bangionen, Triboker und Markomannen,

welche keine Ruhe finden können, weil Arivist auf der Flucht über den Rhein sie verflucht hat. Sie kämpfen in stillen Nächten mit dem Geisterheere der Römer und müssen fliehen, bis mit dem frühen Morgenlichte der nächtliche Graus verschwindet. Und von dem Schlosse Geroldssee in der Nähe von Zabern berichten die Gesichte Philanders von Sittewald: „Davon höret man von Jahren her viel Abenteuer erzählen, daß nämlich die uralten deutschen Helden, die Könige Arivistus, Arminius, Wittekind, Hürnin Siegfried und viel andere in demselben Schlosse zu gewisser Zeit des Jahres gesehen werden, welche, wenn die Deutschen in den höchsten Nöten und am Untergang sein werden, wieder da heraus und mit etlichen alten deutschen Völkern denselben zu Hilf erscheinen sollen.“ — Von Karl dem Großen weiß das Volk zu berichten, daß er oft an den waldbumrauschten Ufern des Rheins und der Ill des Weidwerks pflegte und der heiligen Irmingart das Kloster Erstein erbaut hat. Sein unglücklicher Sohn, Ludwig der Fromme, unterliegt bei Thann im Sundgau auf dem Lügenfelde dem Verrat seiner Söhne. Ode liegt es, ein unfruchtbares Nief, auf dem nur Farrenkräuter wuchern, und der Bauersmann bekreuzt sich, wenn er vorbeigeht. — Der große Kaiser Friedrich Barbarossa sitzt nach der Volksfage lebendig verzaubert unter einem Felsstücke bei Mühlhausen. Wenn es ganz still ist und man das Ohr an den Stein legt, so hört man, wie dem Kaiser der Bart wächst. — So umspinnt die Sage auch hier die Geschichte, wie sich treu der Epheu um altes Gemäuer rankt. Daneben erschließt sich uns im Elsaß der ganze Kreis der mittelalterlichen Wunder, wie sie in der sinnigen Phantastie unserer gemüthstiefen Ahnen lebten. Seegeister und Brunnennixen, Feeen, Zauberinnen, Gnomen, Hexen, Ahnfrauen, neckische Geister regen sich in den Wäldern, auf den Bergen, in den Thälern, in Burgtrümmern und Klostermauern, und durch das Gebirge hin zieht in stürmischen Nächten das wilde Heer. — Zu ihrem Lieblingsfize hat die Sage die Burg Niedeck erkoren. Wer kennt nicht die Geschichte von dem Niesentöchterlein, welches herabwandelnd von der Burg des Vaters den Bauern zum Spielzeug sich erwählt, ein echt deutscher Stoff, der in ähnlicher Gestalt vielfach in Deutschland, im Harz, Obenwald und Hessen wiederkehrt und von drei deutschen Dichtern, August Stöber, Friedrich Rückert und Adalbert v. Chamisso in deutsche Form gegossen worden ist.

Wie nun das Vogesenland durch seine alten Volksfagen Zeugnis dafür ablegt, daß es die Zeit der Kindheit des deutschen Volkes geteilt hat, so ist es auch an dem ferneren geistigen Leben des Vaterlandes eng beteiligt; auf allen Gebieten deutscher Kunst und Wissenschaft ist das Land eine wichtige Pflanz- und Pflegstätte deutschen Geisteslebens und Schaffens geworden und hat den Ruhm des Mutterlandes vermehrt, was wir nicht vergessen wollen. Vor allem blühte hier die Kunst, besonders die Baukunst, von deren Vollendung die ehrwürdigen Kirchen in Thann, Kolmar, Schlettstadt, Hagenau, Weißenburg Zeugnis geben und deren herrlichstes Denkmal, die Schöpfung Meister Erwins, noch heute zu Straßburg altersgrau und majestätisch über den Rhein herübergrüßt und nach einem Worte Goethes in seinen gewaltigen Formen redet von der großen und riesenmäßigen Gesinnung unserer Vorfahren. Ein Besucher des Münsters schreibt davon: „Ich habe es gesehen, dieses Wunder der christlichen Welt, das Meisterwerk der Baukunst. Ich stieg hinan nicht ohne Bangen und Beschwerde. Nun stand ich auf der Plattform, von welcher man die ganze Stadt und das ganze Rheinthal von den Vogesen bis zu den badischen Gebirgen überschauen kann. Ich überwand den Schwindel und sah hinab auf die Menge der aufstrebenden Pfeiler und Säulen mit den dazwischen gestellten Bildwerken. Dann zog der von der Plattform sich erhebende Turm meine Blicke auf sich. Seine Treppen sind schmal, die Durchsicht, die er überall gestattet, macht mich zagen, aber ich strebe hinauf, und nun stehe ich oben im zweiten Stockwerk auf der Galerie. Die Kühnheit des Baues erregt zugleich Zagen und Vertrauen. Man glaubt emporgehalten zu schweben, aber man fühlt sich sicher in den Händen der kühnen

Gewalt, die einen emporhält und Klugheit und Sorgfalt mit sich verbindet. Der Sturm bewegt den leichten, schlanken Bau, aber er kann ihn nicht erschüttern, der Blitz schlägt jährlich mehrmals in den Turm, aber er kann ihm nicht mehr thun, als hier und da einen Stein lockern. Das Ganze ist großartig und prächtig. Das Innere ist des Äußereren würdig, starke Säulen tragen das hohe Gewölbe, und der magische Schein der schön gemalten Fenster, besonders der Rose über dem Portal bereitet eine heilige Dämmerung.“ — Wer in französischer Zeit als deutscher Mann von dieser Stelle schied, nachdem er von der Höhe sein Auge über das Land hatte schweifen lassen, dem tauchte unwillkürlich als Wunsch eine Empfindung auf, wie sie im Jahre 1814 Mar von Schenkendorf in prophetischer Ahnung gegen Ernst Moritz Arndt ausgesprochen hat:

Und ob wir wieder heimwärts gehn,	Die Bundesfahn' in Feindes Hand,
Wir wenden unsern Blick	Der Turm in welscher Nacht?
Und schauen nach des Wasgaus Höh'n	O nein, sie sind vorausgesandt
Wie nach dem Turm zurück.	Als kühne Vorderwacht.

Wir retten euch, wir haben's Eil',
 Vergaß euch doch kein Herz;
 O Wolfensäul', o Feuersäul'
 Schaut immer heimatwärts!

Auch auf anderen Gebieten der deutschen Kunst hat Elfaß einen guten Namen. Von Malern ragt hervor Martin Schongauer, dessen Vater, aus Augsburg gebürtig, seine Heimat verließ und 1445 das Bürgerrecht zu Kolmar erhielt, wo er in guten bürgerlichen Verhältnissen lebte. Der Künstler selbst wirkte hier und starb im Jahre 1488. In seinen Malereien offenbart sich eine schwärmerische Süßigkeit des Gefühls, eine Zartheit des Ausdruckes, ein so tiefes deutsches Gemüt und so inniges Vertrautsein mit dem Höchsten und Heiligen, daß ein namhafter Ästhetiker von einer seiner Madonnen sagt: „Mir ist kein Werk deutscher Kunst bekannt, worin die Maria und noch mehr das Kind sich an Großartigkeit der Auffassung so sehr der Sixtinischen Madonna von Raphael vergleichen lassen.“ — Neben ihm ist Hans Baldung zu nennen, der, ein geborener Schwabe, sich im Jahre 1509 zu Straßburg niederließ, dann herrliche Bilder für das Münster zu Freiburg im Breisgau schuf und im Jahre 1517 nach Straßburg zurückkehrte, wo er ununterbrochen bis zu seinem Tode 1545 auf dem Gebiete der Malerei und des Holzschnittes thätig war. Sein Leben zeigt uns die lebendigen Wechselbeziehungen, welche früher zwischen Elfaß und dem übrigen Deutschland bestanden.

Noch mehr offenbart sich deutsches Wesen in der Dichtkunst, welche von je eine Heimstätte im Elfaß gefunden hat. Hier dichtete zu Weißenburg vor nunmehr tausend Jahren der Mönch Otfried sein Evangelienbuch, ein ehrwürdiges Zeugnis des Ernstes, mit welchem die Deutschen sich des Evangeliums zu bemächtigen suchten. Hier hat Heinrich der Glichefaere die germanische Tierfabel von Reineke Fuchs in deutsche Verse gebracht, und die ritterliche Kunst des Minnefanges blühte hier besonders durch Reinmar von Hagenau, in welchem Walter von der Vogelweide sein Vorbild verehrt; als aller Töne Meister aber erscheint uns noch jetzt Gottfried von Straßburg mit seinem gefeierten Gesange Tristan und Isolde, der größte Dichter, den das Elfaß hervorgebracht hat. Und als der ritterliche Sang verklungen war und die Kunst sich in die Werkstätten der Handwerker zurückgezogen hatte, da blühte im Vogesenland wie in anderen süddeutschen Städten der Meistergesang, besonders zu Hagenau, Weißenburg, Kolmar und Straßburg, wo er sich bis zum Jahre 1780 erhielt. Aus der berühmten Reichsstadt stammt auch Sebastian Brant, der Dichter des „Narrenschiffes“, das den Zeitgenossen einen lustigen, aber

untrüglichen Spiegel vorhält; und nahe bei Straßburg lag der Geburtsort Thomas Murners, der in seiner Satire noch schärfer, beweglicher und volkstümlicher spricht. Zu Straßburg lebte in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts Johann Fischart, der unvergleichlich in künstlerischer Behandlung der Sprache, als Satiriker mit unerschöpflicher Laune und sinnigem Ernst die Hofart und Genußsucht seiner Zeit geißelt, aber auch in seinem „glücklichsten Schiff“ von Zürich in volkstümlichem Tone das freundliche Bundesverhältnis der süddeutschen Städte schildert und an dem Beispiel der Züricher Armbrustschützen, die an einem Tage den Weg von Zürich nach Straßburg zurücklegen, darthut, was Entschlossenheit und Mührigkeit des Mannes zu leisten vermögen. — Und im Jahre 1770 war es, so wird uns erzählt, wo zu Straßburg in dem Hause Krämergasse 13 als neuer Gast einer dort bestehenden Tischgesellschaft ein Jüngling eintrat mit großen hellen Augen, prachtvoller Stirn und schönem Wuchse, der sofort allen Anwesenden auffällt. Bald wird Bekanntschaft geschlossen. Dener Jüngling heißt Wolfgang Goethe, der nach Straßburg gekommen ist, um sich im Französischen zu befertigen. Und gerade hier tritt er ein in einen Kreis von Freunden, welche ein gemeinsamer nationaler Zug verbindet, er wird Mitglied von Salzmanns Gesellschaft zur Ausbildung der deutschen Sprache. In Straßburg reißt er sich los von den Fesseln der französischen Muse und giebt sich ganz der germanischen gefangen. Er sammelt elsässische Volkslieder, er trägt sich mit Stoffen der deutschen Geschichte, mit Götz und Faust. Und indem er uns in „Dichtung und Wahrheit“ den Straßburger Aufenthalt erzählt, als ein treues Kulturbild, als ein herrliches Idyll, hat er damit zugleich dem Elsaß für alle Zeit eine Stätte gewonnen in dem Herzen jedes Deutschen.

Wollte ich sie ferner alle nennen; die Vertreter deutscher Wissenschaft im Elsaß, und ihre Verdienste schildern, ich würde kein Ende finden. Schon die Erfindung, welche dem Worte Flügel und dem Gedanken Dauer verliehen hat und dadurch ein so wichtiges Mittel zur Verbreitung der Bildung und Wissenschaft geworden ist, die Erfindung der Buchdruckerkunst ist in Straßburg gemacht worden. Hier lebte seit etwa 1420 ein deutscher Mann aus Mainz, Johann Gensfleisch von Gutenberg, ein abenteuerlicher, unruhiger Geist, der seine Heimat in Folge städtischer Fehden hatte verlassen müssen. In seinem Hause an der Ill trieb er seltsame Dinge und verband sich mit Straßburger Bürgern, um von ihnen Geld zu erhalten, wofür er ihnen Einblick in seine Künste versprach. Mit ihren Mitteln stellte er die erste Buchdruckerpresse her, die noch ein Jahrhundert später in Straßburg gezeigt wurde. Und wenn Gutenberg auch seine Erfindung zu Mainz vollendet hat, so darf sich doch die oberrheinische Hauptstadt rühmen, daß sie 24 Jahre lang der Schauplatz seiner rastlosen Experimente gewesen ist, und mit Recht hat man Gutenberg nicht weit von dem Münster ein ehernes Standbild errichtet. Sein Nachfolger in Straßburg war Johann Mentelin aus Schlettstadt, der sich großen Ruhm erwarb und von dem Kaiser in den Adelsstand erhoben wurde. Unterstützt von dieser Kunst nahm das gesamte geistige Leben im Elsaß bald einen lebhaften Aufschwung. 1450 wurde zu Schlettstadt der rastlose deutsche Humanist Jakob Wimpfeling geboren, der von seiner Nation rühmt: „Wir Deutsche beherrschen fast den ganzen geistigen Markt des gebildeten Europa, und was wir auf den Büchermarkt bringen, das sind meist edle Erzeugnisse, die nur dienen der Ehre Gottes, dem Heil der Seele, der Bildung des Volkes.“ Neben ihm sind zwei andere Schlettstädter zu nennen, Beatus Rhenanus, der sich durch die Verbreitung des griechisch-römischen Schrifttums großen Ruhm erworben hat und die Anfänge der deutschen Geschichte ergründete, sowie Martin Bucer, welcher sich mit Matthäus Zell und Kaspar Hebio um die Verbreitung der Reformation sehr verdient gemacht hat.

Vor allem ragte Straßburg hervor als ein kulturreich voll treibenden Lebens, wo alles, was der deutsche Genius erzeugte, begeisterte und üppige Pflege fand. Hier wirkte schon im

14. Jahrhundert Meister Eckhart, ein Dominikaner aus Augsburg, und nach ihm Johannes Tauler, gestorben 1361, welche die Rechte des Gemütslebens und der individuellen Freiheit gegenüber der unfruchtbaren scholastischen Weisheit vertraten und zur geistigen Erfrischung des religiösen Lebens in Deutschland gewaltig beitrugen. Hier predigte Johann Geiler von Kaisersberg, und sein erschütterndes Wort, welches der Vertheiligkeit und allem falschen Schimmer die Maske abriß, schallte rheinauf- und abwärts. Und auf dem St. Galluskirchhofe zu Straßburg ruhen die Gebeine eines Mannes, der in der Geschichte des deutschen Erziehungswesens von dauernder Bedeutung ist. Es ist Johannes Sturm, dessen 1538 gegründetes Gymnasium zu solcher Blüte gedieh, daß junge Grafen, Fürsten, Herzöge aus ganz Deutschland und darüber hinaus zu des Meisters Füßen saßen und man sagte, er habe ein zweites Athen zu Straßburg errichtet. So muß das Elsaß als eine wichtige Pflanzstätte deutscher Bildung unserm Herzen immer nahe stehen.

Noch inniger fühlen wir uns ihm verbunden, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß es durch Jahrhunderte in seiner Geschichte alle Wechselfälle der politischen Entwicklung unseres Volkes geteilt hat, die herrlichen Zeiten nationaler Größe ebenso wie die schwersten Demütigungen, bis es uns ganz durch den fremden Eroberer entrisen wurde. Im frühen Mittelalter bildete das Land einen Teil des fränkischen Reiches, dann vorübergehend einen Bestandteil vom Reiche Lothars, bis es durch den Vertrag zu Meerssen 870, in welchem das westfränkische Reich sich vom deutschen schied, mit Deutschland verbunden wurde. Konrad der Franke erhebt 916 Schwaben zum Herzogtum und vereinigt das Elsaß damit. Nun entwickeln sich hier in den gesegneten Gauen des Oberrheins alle die wunderlichen Staatenbildungen des deutschen Mittelalters. Zuerst erhebt sich das geistliche Fürstentum. Bischof Werner von Straßburg, gleich groß im Felde wie im Rate, war eine mächtige Stütze seines kaiserlichen Herrn, Heinrichs II. Er gilt für einen der frühesten Sprossen aus dem Hause Habsburg, und sein Bruder Ratbod wird als der Erbauer der Stammburg des Geschlechtes im Aargau bezeichnet. Ein anderer Straßburger Bischof, Werner II, Graf von Achalm, war es, der trotz des Bannes mit eiserner Treue zu Heinrich IV. stand. Unter den Hohenstaufen hat das Land seine höchste Blüte erreicht. Friedrich der Rotbart, dessen Vorfahren sich Herzöge von Schwaben und Elsaß nannten, besuchte das Land oft und machte Hagenau an der Moder zu seiner kaiserlichen Pfalz. Unter seinem mächtigen Schutze entwickelte sich auch das städtische Leben. Es erhoben sich allmählich eine Menge Gemeinwesen, die alle reichsunmittelbar sein wollten. Voran ging Straßburg, welches als ein leuchtendes Beispiel deutscher Bürgerkraft andere Städte zur Nachahmung aufmunterte. Mit zunehmender Unordnung im Reiche vereinigen sich 1255 die rheinischen Städte zum festen Bund. Noch mehr hebt sich die städtische Macht unter Rudolf von Habsburg mitten unter den zahlreichen kleinen Gebieten weltlicher und geistlicher Herren, in welche das Land allmählich zerfiel, um so einen treuen Spiegel der Zerrissenheit Deutschlands zu bilden. — Auch an den Bewegungen der Reformationszeit nahm das Elsaß lebhaften Anteil, und die Fackel des Bauernkrieges entzündet sich auf seinen gesegneten Fluren. Noch schwerer wurde das Land, gleich dem übrigen Deutschland, im dreißigjährigen Kriege heimgesucht, dessen schlimmste Folge in dem Emporkommen Frankreichs gegenüber unserm niedergeworfenen Vaterlande bestand. Das Zeitalter Ludwigs XIV. bringt uns unerhörte Demütigungen von Westen her. Schon der westfälische Friede entschied über das Elsaß durch folgende Bestimmung: „Es begeben sich der Kaiser für sich und das ganze Haus Österreich, wie auch das römische Reich aller Rechte auf die Stadt Breisach, die Landgrafschaft Ober- und Unterelsaß, die Landvogtei der zehn im Elsaß gelegenen Reichsstädte und übergeben sie dem allerchristlichsten König und der Krone Frankreichs.“ — Damit ist das Los des Elsaß besiegelt; was noch folgt, ist nur

das Ende des Dramas, dessen Einzelheiten in die Erinnerung zu rufen nichts Erfreuliches hat, nur daß wir uns erheben dürfen an dem Beispiel unseres großen Kurfürsten, der Frankreich gegenüber allezeit auf dem Plane war, der einzige deutsche Fürst, welcher in jener Zeit der Erniedrigung über den Sonderinteressen der Herrschaft nicht das nationale Wohl übersah. Er schrieb 1674, als er gegen Turenne ins Feld rückte, einen Brief nach Straßburg, in welchem er die alte Reichsstadt seiner besonderen Affektion versichert und sie ermahnt, sich dem gemeinen Wesen so zu bezeigen, daß sie ihren Ruhm nicht bloß behalte, sondern auch vermehre. Umsonst; schlecht unterstützt von dem kaiserlichen Feldherrn Bournonville, muß er nach unentschiedenem Treffen bei Türkheim den Rückzug über den Rhein antreten und sich zum Frieden bequemen. Damit hatte Ludwig freies Spiel gewonnen. Im Jahre 1681 begiebt sich das Unerhörte: Straßburg, die ehrwürdige Warte deutschen Wesens, der Schlüssel des Reiches im Westen, wird mitten im Frieden am 28. September durch den französischen General Montclar überrascht und der Rat gezwungen, die Kapitulationsurkunde zu unterzeichnen, welche das Bollwerk deutscher Macht für fast 200 Jahre dem Feinde in die Hände liefert. Wenige Tage nach der Besetzung beginnt Louvois um die Stadt einen festen Mauergürtel zu schließen, so daß sie seit der Zeit für uneinnehmbar galt. Ludwig XIV. zieht mit großem Prunke in die Stadt ein, und das alte Münster sieht eine glänzende Versammlung französischer Würdenträger in seinen Mauern.

Seit dieser Zeit verschwindet das Elsaß aus der deutschen Geschichte, bis der eiserne Gruf der deutschen Geschütze im großen Jahre 1870 mächtig gegen die Mauerwälle der alten Feste Straßburg donnert und in heißem Werben die Stadt von den deutschen Brüdern wieder heimgeführt wird. Welch eine große unvergeßliche Epoche der Geschichte unseres Vaterlandes wird hier mit ehernen Lettern in die Gesilde der fernen Westmark eingezeichnet, den spätesten Geschlechtern zum Gedächtnis! Wie teuer ist uns nun das Land geworden, getränkt mit dem Blute so vieler tapferen Brüder aus Nord und Süd, die sich hier die Hand reichten, um sich nicht wieder zu lassen. Wie haben sie zusammen, die Ostpreußen und Badenser, den eisernen Ring um die Feste gelegt und zugleich ein Band der Freundschaft um die Herzen geschlungen, wie haben sie Seite an Seite gestanden, Bayern, Schlesier und Hessen an den denkwürdigen Tagen von Weißenburg und Wörth, geführt von unserm teuren Kaiser Friedrich, damals noch Kronprinz, der so ganz nach ihrer aller Herzen war und noch prangte in der Fülle der Kraft, so daß tiefe Wehmut uns beschleicht, wenn wir jener Zeiten gedenken.

Als nun die Stürme des Krieges verhaucht waren, da galt es, die uns entfremdeten Brüder wieder an das Mutterland zu gewöhnen. Freilich, dieser Prozeß der Umstimmung will sich nicht so schnell, als man wohl erhofft hätte, vollziehen, und leider sieht sich noch in unseren Tagen die Regierung zu mancher strengen Maßregel genötigt. Aber darum verlieren wir nicht den Mut und wollen in unserm Urtheil Gerechtigkeit üben. Bedenken wir nur: 200 Jahre der Fremdherrschaft sind eine lange Zeit, und in dieser Zeit haben die Bewohner des Elsaß die französischen Geschehnisse geteilt, sie haben das glänzende Regiment Ludwigs XIV. gesehen, sie haben sich berauscht an den Freiheitsideen, die über sie in der französischen Revolution hinströmten und die Marseillaise gesungen, sie haben die Zeiten des großen Korsen erlebt und Deutschland erniedrigt zu seinen Füßen gesehen, sie haben den Ruhm Napoleons III. geteilt, und die Namen Sebastopol, Magenta, Solferino sind Tage auch ihres Ruhmes. Sie kehrten heim, mit französischen Orden und Ehrenzeichen geschmückt, und haben erzählt von der Größe des Kaisers und seiner Heere. — Und wie haben wir uns ihnen nähern müssen, nicht als Freunde, sondern als Feinde. Furchtbare Eindrücke haben sie empfangen, ihre Habe verloren, in dumpfen Kellern bange Tage zugebracht, während ihre Häuser in Trümmer sanken, aus brennenden Dörfern fliehen müssen und dabei

noch so viele ihrer besten unter französischem Banner gefallenem Söhne beweint. Solche Eindrücke heilt nur die Zeit. Und dabei noch immer die Lockrufe von Paris her! Nein, es würde eine charakterlose Sinnesart verraten, wenn sie sich sofort in die alten Verhältnisse hätten finden sollen. Würden sie nicht beweisen, daß ihnen die deutsche Treue abhanden gekommen wäre, dieser Zug unseres Volkscharakters, dem wir es verdanken, daß noch so viel deutsches Wesen im Elsaß lebt? Darum Geduld! Freuen wir uns dessen, daß sie nicht so schnell Farbe wechseln. Schon ist ja vieles anders geworden, sie fühlen mehr und mehr, daß es sich unter dem Schutze des Adlers sicher wohnt, und Frankreich trotz aller Revanchestimmen noch nichts als Demonstrationen für sie gehabt hat. — Wenn Deutschland nur fortfährt, den wiedergewonnenen Brüdern viel Entgegenkommen, viel Geduld, viel Sorgfalt zuzuwenden, so wird es bald noch besser werden. Und unser hochseliger Kaiser Wilhelm I. gab uns dazu das Beispiel; sorgsam hegte er die Reichslande, oft hat er sie besucht. Und wunderbar, wie er die Herzen gewann! Gerade sein ehrwürdiges Alter machte, daß er dem Volke wie ein Vater erschien, dem es gern und willig huldigte. Schon 1879 schreibt ein Augenzeuge aus Straßburg, wohin sich der Kaiser der Manöver wegen begeben hatte: „Der Kaiser begab sich nach dem Gottesdienste in der ehrwürdigen Thomaskirche zur Präfektur, in welcher er Wohnung genommen hat. Die Straßen, durch welche er fährt, sind dicht besetzt. Gilt es doch den Festzug der Ersteiner Bauernburschen und Mädchen zu sehen, welche dem Kaiserpaare ihre Huldigungen darbringen wollten! — Siehe da, ungefähr 130 Bauern reiten an der Gartenmauer der Präfektur vorüber; sobald sie sich dem Kaiser gegenüber befinden, schwenken sie ihre Mützen und rufen Hurra! Nach den Burschen kamen die Mädchen. In 32 festlich geschmückten, mit Blumen und Grün gezierten Wagen saßen sie in ihrer ländlichen Tracht. Besonders in die Augen fallend waren die von Krautergersheim und Meistrasheim; sie trugen sogenannte Spizentappen, aus blauen Spizen gefertigte Hauben, die sich wie ausgespannte Fächer auf dem Kopfe erheben. Manchmal wußten die Mädchen nicht recht, welches der Kaiser sei, und warfen ihre Blumen und Sträuße dem Kronprinzen zu, der dann lächelnd auf seinen Vater hindeutete. Die beiden Majestäten wurden mit Blumenspenden ordentlich überschüttet; es war ein so freundlicher, herziger Willkommen, daß ich von den Festlichkeiten keine wüßte, die eine lieblichere und angenehmere Erinnerung hinterlassen.“

Ja, eine fröhliche, herzerhebende Feier! Aber ruft sie uns nicht unsern Verlust von neuem wach? Welch eine Wandlung, wenn wir mit diesen Scenen die Eindrücke des letzten Jahres vergleichen. Dort jubelnde Lust, hier Stimmen der Trauer, dort heitere Blumenspenden, hier ernste Totenkränze. Und doch über dem Schmerze wollen wir nicht vergessen, daß selbst der Tod noch seinen Segen gewirkt hat. Er hat die deutschen Stämme in gleichem Leid, in gleicher Teilnahme fester zusammengeschlossen und Kaiser Wilhelm dem Zweiten den Weg zu dem Herzen seiner Völker gebahnt. Was seine großen Ahnen in den Reichslanden begonnen haben, wird er, das hoffen wir zu Gott, mit männlicher Kraft, gestützt auf das Vertrauen des Volkes, in ruhiger Ausdauer vollenden, so daß sich durch ihn erfüllt, was unser hochseliger Kaiser Wilhelm I. in einem Erlasse beim Scheiden dem Elsaß aussprach: „Ich verlasse Elsaß-Lothringen mit dem herzlichsten Wunsche für das fernere Gedeihen dieses schönen Landes und mit der erhöhten Zuversicht, daß ein einsichtsvolles Streben der Regierung und wachsendes Vertrauen der Bevölkerung beide bald mit einem festen Bande vereinigen möge.“ Daß dieser Wunsch sich je mehr und mehr in schönster Weise erfülle, daß die Opfer, welche Deutschland fort und fort bringt, dazu dienen mögen, das Kleinod der Vogesen immer fester in die Krone des Deutschen Reiches einzufügen und die gemeinsame Sorge für den Schutz seiner Grenzen immer kräftiger das Nationalgefühl in allen Landen deutscher Zunge erwecke, ist neben dem Gebet um die Wohlfahrt des Hohen-

zollernhauses der Wunsch, den wir heute, an unserem nationalen Ehrentage, auf dem Herzen tragen. Gott segne unsern geliebten Kaiser Wilhelm II.! Gott segne durch ihn das deutsche Vaterland!

II.

Festrede, gehalten zu Kaisers Geburtstag 1898.

Hochgeehrte Versammlung, liebe Schüler!

Es ist eine schöne Sitte, wenn sich ein Volk vereinigt, um den Geburtstag seines Landesherrn festlich zu begehen, ihm seine Wünsche und Gelübde darzubringen und sich selbst eins zu fühlen, indem es seine Gedanken um den Thron zusammenschließt. Und wir folgen mit Freuden diesem schönen Brauch zunächst als Preußen, die ihren König ehren, mit dessen Hause sie sich eng verbunden wissen durch eine Geschichte reich an Erfolgen und Segnungen, reich auch an Prüfungen, in denen das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit festgewurzelt und bewährt ist. Doch unsere Blicke schweifen weiter, und Stolz schwellt unser Herz bei dem Gedanken, daß mit uns viele Tausende deutscher Brüder auch außerhalb unseres engeren Vaterlandes den heutigen Tag festlich begehen, daß ganz Deutschland mit uns den Geburtstag seines Kaisers feiert. Und nach Recht und Verdienst; denn in seinen Regierungshandlungen zeigt unser Kaiser, wie sehr Deutschlands Ehre und Herrlichkeit ihm am Herzen liegt. Es geht ein großer nationaler Zug durch sein Wollen und Wirken, und erst die jüngste Zeit hat es bewiesen, wie sehr es sein Streben ist, Deutschland groß zu machen, seine Interessen zu fördern, seine Angehörigen zu schützen, seinem Namen in fernen Ländern Achtung zu verschaffen. Ja, er liebt das deutsche Volk, und unvergessen soll ihm das Wort bleiben, welches er den Mannschaften des Kreuzers „Deutschland“, der nun im fernen Osten weilt, in der Scheidestunde zugerufen hat: „Deutschland ist der schönste Name, den ein Schiff meiner Marine führen kann.“ Er liebt Deutschland, aber auch, wenn er seine Liebe nicht so warm bezeugt hätte, das deutsche Volk müßte sich selbst vergessen, wenn es seines Kaisers vergessen wollte, es müßte verzichten auf das Gedächtnis an alle jene Opfer einer schweren Zeit, welche uns ein Deutsches Reich wiedererworben haben, dessen Symbol die Kaiserkrone ist. Und es ist ja nicht bloß ein Name, ein Titel, der in jener großen Zeit errungen worden ist, nein, es ist ein herrliches Unterpfand dafür vorhanden in jener Grenzmark, welche unter dem Namen „Reichsland“ keinen Besitzer und keinen Beschützer hat, als das Deutsche Reich. Alle deutschen Stämme haben es miterworben im heiligen Kampfe, wer es antastet, verlegt Deutschlands Ehre, wer es preisgibt, wird zum Verräter am Deutschen Reiche, wer es schirmt, verteidigt die heiligsten nationalen Güter. — So ist in Wahrheit jenes Grenzland ein Schutzgebiet, denn indem es das Deutsche Reich zu seinem Schutze verpflichtet, schützt es selbst die deutsche Einheit und des Reiches Bestand. Dieses Land oftmals im Geiste zu betreten und in ihm heimisch zu werden, ist darum die Pflicht des Deutschen, und ich betrachte es als eine willkommene und dankbare Aufgabe, heute am Geburtstage unseres Kaisers, der als oberster Kriegsherr des Reiches Grenzen schirmt, unsere Gedanken zu sammeln um das Reichsland. Und da es mir schon vergönnt war, bei ähnlicher Gelegenheit über Elsaß zu reden, so wollen wir

heute unsere Blicke jener fernsten Westmark zuwenden, die unter dem Namen Deutsch-Lothringen eine der Errungenschaften der Jahre 1870/71 bildet.

Im Norden begrenzt von Luxemburg und der Rheinprovinz, ist Lothringen wie ein Eckpfeiler des Reiches in das französische Gebiet hineingeschoben, von dem es im Westen und Süden umgeben wird. Durchzogen von den Ausläufern der Vogesen und durchströmt von der Mosel, die zwischen lieblichen Ufern dahinfließt, ist es ein hügeliges Land, wohlgeeignet zum Anbau, auch birgt es in seinem Schoße reiche Lager an Erz und Eisen und ist zum Teil mit schönem Walde bedeckt. Ein Blick auf seine Geschichte belehrt uns, daß es dereinst zu jener Ländermasse gehörte, welche nach dem Namen Lothars II. Lotharingien genannt wurde. Durch den Vertrag zu Meerssen kam das Land an Ludwig den Deutschen, dessen Sohn Karl III. noch einmal das ganze fränkische Reich unter seinem Scepter vereinigte. Später bildete Lothringen eins der fünf Herzogtümer, in welche sich das Reich auflöste, und schloß sich vorübergehend an einen Nachkommen Karls des Kahlen an, der es gegen den deutschen König Konrad den Franken behauptete, doch gelang es Heinrich I., Lothringen für Deutschland wiederzugewinnen, bei welchem es nun jahrhundertlang verblieb. Während früher seine Herzöge vielfach an Heereszügen deutscher Kaiser, besonders nach Italien, beteiligt waren, regte sich seit dem 14. Jahrhundert unter französischem Einflusse das Verlangen nach Unabhängigkeit vom Reiche, aber der Gedanke einer Vereinigung mit Frankreich lag Fürsten und Volke fern, so gewaltsam auch die französischen Könige die Einverleibung des fruchtbaren Landes betrieben. Nachdem schon Ludwig XIV. das Land fast 30 Jahre in unrechtmäßigem Besitze gehabt hatte, sollte endlich die Stunde schlagen, wo es dem Reiche ganz verloren ging, nicht durch Waffengewalt, sondern durch einen Erbvertrag, in welchem die kurzsichtige, in Sonderinteressen befangene Politik des Hauses Habsburg es Frankreich preisgab. Nach dem für Oesterreich unglücklich verlaufenen polnischen Erbfolgekriege, in welchem sich Frankreich des vertriebenen Polenkönigs Stanislaus Leszcynski annahm, wurde nämlich durch den Frieden zu Wien 1735 unter anderem bestimmt, daß Stanislaus für die Krone Polens mit Lothringen entschädigt werden und dieses Herzogtum nach seinem Tode an Frankreich fallen sollte. Der rechtmäßige Herzog Franz Stephan wurde dafür mit dem durch das Aussterben des Hauses Medici erlebigen Großherzogtum Toscana entschädigt. Damit entsagte Franz, um die Hand der Maria Theresia zu erlangen, einem Volke, das seinem Fürstenhause viele Proben großer Anhänglichkeit und Treue gegeben hatte. Stanislaus suchte während seiner Regierung durch große Freigebigkeit und Fürsorge seine Unterthanen an die neue Herrschaft zu gewöhnen und erhob seine Hauptstadt Nanzig durch prächtige Bauten zu großem Glanze. Als er im Jahre 1766 starb, wurde Lothringen Frankreich einverleibt und teilte von nun an über 100 Jahre dessen Geschichte, bis im Jahre 1870/71 etwa ein Fünftel seines Bestandes dem Deutschen Reiche wiedergewonnen wurde. Die Bevölkerung dieses Landstriches von 6200 Quadratkilometern ist vorwiegend ackerbautreibend, an den Ufern der Mosel gedeiht der Weinstock, von dessen Güte schon der römische Dichter Ausonius uns in seinem Gedichte Mosella zu erzählen weiß, außerdem herrscht in den Städten ein reger Gewerbefleiß. Thaten auf geistigem Gebiete hat Deutsch-Lothringen nicht zu verzeichnen, denn die stille Arbeit des Landmanns und Winzers zeitigt keine Geistesblüten, sie wachsen auch nicht unter fortwährenden Stürmen und Erschütterungen, wie Lothringen ihnen von außen her preisgegeben war; zudem fehlte es dem Lande an der unmittelbaren Berührung mit dem geistigen Leben, welches in den blühenden süddeutschen Städten am Rheine seine schönsten Früchte zeitigte, es blieb Deutschland gegenüber ein Hinterland und wurde, als Elsaß an Frankreich fiel, völlig abgedrängt. Deutsche Bildung wurde wie deutsche Art, wenigstens in den letzten Jahrhunderten, mehr bekämpft als gefördert. — So hat

die Zugehörigkeit zu Frankreich die jetzige Bevölkerung stark mit französischem Wesen übersponnen, die deutsche Sprache ist durch fremde Elemente so verdunkelt, daß der Deutsche, wenn die Leute unter sich reden, nur wenig verstehen kann, auch die französische Tracht, die blaue Bluse, herrscht überall, wenn auch im allgemeinen das blaue Auge und das blonde Haar den germanischen Ursprung nicht verleugnet. Hoffen wir, daß es einer weisen Verwaltung des Reichslandes gelingen wird, den uns blutsverwandten Stamm in nicht zu ferner Zeit der deutschen Sache völlig wiederzugewinnen und freuen wir uns, daß neben einem blühenden Stück Landes eine halbe Million deutscher Brüder dem Vaterlande zurückgegeben worden sind, ehe sie ganz unter französischem Einflusse uns entfremdet wurden. Dies allein schon ist ein großer Gewinn, wohl wert der gebrachten Opfer, aber es ist nicht der einzige. Dieses Land birgt in sich ein kostbares Kleinod, um so wertvoller für uns, als es viele schmerzliche Erinnerungen einschließt und Ströme Blutes darum geflossen sind: es ist die starke Feste an der Mosel, es ist die alte Reichsstadt Metz.

Die Geschichte der Stadt reicht weit zurück. Als Cäsar nach Gallien kam, fand er süßlich der Trevirer das Volk der Mediomatruer, in deren Hauptstadt an der Mosel wir den Ursprung des heutigen Metz zu suchen haben. Cäsar brach den Widerstand des Volkes und machte die Stadt zu einer militärischen Station unter dem Namen Divodurum. Während der Stürme der Völkerwanderung wurde die Stadt von den Hunnen zerstört, erhob sich aber wieder, kam dann zum Frankenreiche und wurde die Hauptstadt von Austrasien. Später fiel sie mit Lothringen an Deutschland und wurde im 13. Jahrhundert reichsunmittelbar. Mächtig blühte sie empor und bestand siegreiche Fehden mit den benachbarten Herren, besonders den Herzögen von Lothringen, welchen viel an dem Besitze der stolzen Feste lag. Doch fehlte es auch nicht an inneren Unruhen, da das Volk sich häufig gegen das herrschende Patriziat erhob, welches allein die städtischen Angelegenheiten zu verwalten beanspruchte. Für uns bieten diese Kämpfe geringeres Interesse, dagegen sind drei Momente in der Geschichte der Stadt von hervorragender Bedeutung.

Zunächst ist zu nennen der große Reichstag, welcher in Metz 1356 von Kaiser Karl IV. gehalten wurde und durch den Erlaß der goldenen Bulle eine besondere Bedeutung für das Deutsche Reich erhielt. Die Kurfürsten, Fürsten, Grafen, Herren und freien Reichsstädte waren in großer Zahl und mit außerordentlicher Pracht erschienen. Nach einem feierlichen Hochamt begab sich der Kaiser mit seiner Gemahlin nach dem Markte, wo unter einem prunkenden Zelte das Mahl gehalten wurde. Zuerst traten die drei geistlichen Kurfürsten von Mainz, Köln und Trier hervor als des Reiches Erzkanzler für Germanien, Italien und Gallien, mit goldenen Insignien am Halse. Dann ritt des Reiches Erzmarschall, der Kurfürst von Sachsen herbei, stieg vor der Tafel ab und wies den Fürsten ihre Plätze an. Unterdessen reichte der Erzkämmerer, der Markgraf von Brandenburg, in goldener Kanne dem Kaiser das Handwasser; dann stellte der Pfalzgraf vom Rhein als des Reiches Erztruchseß die erste goldene Schüssel auf die kaiserliche Tafel, während der Mundschent in goldenem Potal den Wein reichte. Lauter Jubel des Volkes herrschte rings umher, der seinen Höhepunkt erreichte, als auf offenem Markte die beiden Jägermeister mit stattlichem Jagdgesolge und kläffender Meute erscheinen. Das Hifthorn schallt, und es beginnt in den abgesteckten Schranken eine Jagd auf einen Hirsch und einen Eber, die unter dem Jauchzen der Menge erlegt werden. Zeigt uns diese Festlichkeit des alten Reiches Glanz, so führt uns das Jahr 1552 einen verhängnisvollen Wendepunkt in der Geschichte des Reiches vor Augen. Wieder pocht ein Kaiser an die Thore der alten Reichsstadt. Es ist Karl V., der Einlaß begehrt unter dem Tone der Kriegstrompeten und dem Donner der Geschütze. Metz, das Kleinod des lothringischen Landes, ist in Feindeshand geraten durch die Treulosigkeit deutscher Fürsten. König Heinrich II. von Frankreich hat nach Unterhandlungen mit Moritz von Sachsen

unter Beistand einer französisch gesinnten Partei sich am 10. April 1552 durch List der Stadt bemächtigt. Empört über diesen Verrat hat Karl V. 60 000 Mann nebst zahlreichem Geschütz herangeführt und leitet, trotzdem Sichtsmerzen ihn peinigen, selbst die Belagerung. Doch der Feind ist gut gerüstet und schwächt durch erfolgreiche Ausfälle das Belagerungsheer. Ein kalter Winter vermehrt die Leiden der Truppen, Hunger und Seuchen rafften viele dahin. Umsonst versucht Herzog Alba alle Mittel der Kriegskunst. Endlich bestürmen selbst die Generale den Kaiser, die Belagerung aufzugeben. Mit schwerem Herzen entschließt er sich dazu, und am Neujahrstage 1553 rückt das Heer von Metz ab. Karl war gebrochen an Leib und Seele. Metz blieb dem Reiche verloren, die Versuche der Bürger, sich zu befreien, wurden niedergeschlagen.

Wieder führt uns der Wandel der Geschichte vor die Thore der alten Feste. Es ist am 29. Oktober 1870, da bewegt sich eine schier endlose Masse Kriegsvolkes aus der Stadt heraus. Es sind die Mannschaften der Bazaineschen Armee, 3 Marschälle, 90 Generale, 4000 Offiziere und 173 000 Mann, welche in die Gefangenschaft abgeführt werden. Zehn Wochen hatten die deutschen Truppen den eisernen Ring um die Feste geschlossen und alle Ausfälle siegreich zurückgewiesen. Aber nicht bloß im Kampfe zeigten sie sich als Helden, unter den größten Mühsalen, bei angestrengtem Dienste, häufigen Regenschauern und anderen Unbilben der Witterung erlahmte ihre Ausdauer nicht; sie bewiesen jene unerschütterliche Opferwilligkeit, wie sie aus echter Vaterlandsliebe, gepaart mit straffer Manneszucht, hervorgeht. Dafür wurde ihnen dieser beispiellose Erfolg zu teil. — Die Freude, welche damals jeder Deutsche empfinden mußte, zeigt mir eine Erinnerung meines eigenen Lebens. Ich lag als Soldat 1870 vor Paris in Argenteuil an der Seine. Am Abend des 27. Oktober ging plötzlich eine lebhafte Bewegung durch die Straßen. Musik ertönte, und als sie näher kam, hörten wir die Klänge des Liedes „Heil dir im Siegerkranz“, kräftig und gewaltig nach Preußenart, von der Kapelle unseres Regiments gespielt. Ich trat ans Fenster und konnte eine Scene beobachten, wie ich sie nie vergessen werde. Unten wogte eine bewegte Menge und sobald die Musik verstummte, hörte ich die begeisterten Rufe: „Metz hat kapituliert, Metz ist gefallen, Metz kaput!“ Soldaten umfaßten sich und tanzten in wilder Freude auf dem Platze umher. Die Musik schloß mit der Wacht am Rhein, und noch lange, nachdem das Lied verklungen war, dauerten die Freudenrufe unten fort, während die Franzosen dabeistanden und ungläubig ob der unerhörten Botschaft den Kopf schüttelten. Als es dunkel geworden war, erschien hier und da ein Licht am Fenster, und diese Illumination mit den geringen Mitteln preussischer Soldaten war gewiß ein ebenso beredter Ausdruck begeisterter Siegesfreude, als die Kerzenreihen in den Straßen der Hauptstadt. — Freilich zu diesen freudigen Augenblicken fehlte nicht das ernste Gegenbild. Der Rückmarsch nach der Heimat führte unser Regiment im Juli 1871 über Metz. Wir zogen dahin auf der großen Straße, welche über Mars-la-Tour und Gravelotte führt, jene Schlachtfelder, welche die blutigsten und furchtbarsten Kämpfe des ganzen Krieges bezeichnen. Schon kurz vor Mars-la-Tour bemerkten wir viele Gräber, darunter einen gewaltigen Hügel mit einer langen Reihe weißer Kreuze. Unter ihm ruhten die in Mars-la-Tour an ihren Wunden verstorbenen Krieger, besonders Westfalen und Brandenburger. An der neuen Grenze des Reiches, kurz hinter Mars-la-Tour, ließ der Hauptmann die Kompagnie halten und hielt eine ergreifende Ansprache, in welcher er die schweren Opfer betonte, die hier gebracht sind, und uns zur Vaterlandsliebe ermahnte. Wir waren ernst gestimmt; und weiter führte uns der Weg über Bionville, Rezonville und Gravelotte, wo wir unvergeßliche Eindrücke der furchtbaren Kämpfe empfangen. Die Bäume an der Chaussee waren vielfach durchlöchert, von anderen durch Granaten gewaltige Splitter herabgerissen, hier und da sahen wir noch den Rest einer Verschanzung, Lehmmauern mit Schießscharten, Verhaue und andere

Spuren jener heißen Kämpfe. Und im weitesten Umkreise ragten aus den Ahrenfeldern jene weißen Kreuze hervor, die herabtesten Zeugen des blutigen Ringens auf Lothringens Gefilden. Noch jetzt kann ich nicht ohne tiefe Bewegung an diese Heldengräber denken, deren ernste Sprache uns mahnt, festzuhalten das Errungene und zu schützen das deutsche Land, in dessen Erde jene Gefallenen ruhen.

Diese Opfer, sie sind nicht umsonst gewesen. Sie gehört uns nun wieder, die alte deutsche Reichsstadt, in deren vielfach krummen und altertümlichen Straßen uns die Schauer einer ehrwürdigen Vergangenheit umwehen, während ein Blick von ihrer herrlichen Kathedrale uns eine lachende Landschaft zeigt, durch welche sich in mannigfachen Windungen wie ein silbernes Band die Mosel schlängelt. Und diese Stadt in gesegneten Gegend ist zugleich ein festes Bollwerk, von dem aus für uns der Weg nach Paris weit kürzer ist als früher, aus dessen gewaltigen Mauern sich sofort Tausende von Streitern ergießen können, ein Waffenplatz, der ungeheures Material zur Kriegführung aufnehmen kann, auf dessen Belagerung der Feind allein eine ganze Armee verwenden müßte, um so mehr, als durch neue Befestigungen die Stadt schier uneinnehmbar geworden ist. Sie bewacht noch als fernster Vorposten das Reichsland und lagert nun wieder drohend wie dereinst am Eingange zu Deutschlands Grenzen. Sollten aber je französische Revanchegelüste zur That werden, so wird, das wissen wir, auch Deutschland sein Reichsland nicht verlassen. In Metz erhebt sich, 1881 vollendet, eine schöne evangelische Kirche. Eine ihrer Glocken trägt die Inschrift: „Zur Ehre Gottes rufe ich, Geschaffen durch dich, Deutsches Reich; Deutsche Gräber schaue ich, Deutscher Mann höre mich, Schütze mich, Reich!“ ein herrliches Wort, eine bedeutsame Mahnung, welche Deutschland nicht vergessen wird. Aber hoffen wir, daß uns der Friede erhalten bleibt und sich unter seinem Schutze die viel heimgesuchte Westmark des Reiches immer schöner entwickelt. Ein Denkmal steht in Metz, errichtet im Jahre 1893 von allen deutschen Städten. Es zeigt auf stolzem Unterbau hoch zu Ross die Gestalt unseres geliebten Kaisers Wilhelm I., wie er milden Antlitzes segnend seine Rechte über das neuerworbene Land breitet. Möge der schöne Gedanke, welchen die Kunst in diesem Denkmale verewigt hat, zur Wahrheit werden für und für. Daß er es wird, daß uns eine lange Friedenszeit unter dem starken Regiment seines Enkels beschieden sei, dürfen wir hoffen, da er den Friedensgedanken zur Devise seiner Regierung gemacht hat, und die Opfer, welche Deutschland für seine Wehrhaftigkeit bringt, nur diesem Ziele gelten. Möge unserm Kaiser noch lange beschieden sein, das Scepter Deutschlands zu führen als ein Schirmherr und Mehrer des Reiches, und Gottes Segen mit ihm sein auf allen seinen Wegen.

Spuren jener heißen Kämpfe. Und im weitesten Umkreise ragten aus den Ahrenfeldern jene weißen Kreuze hervor, die noch jetzt kann ich nicht ohne uns mahnt, festzuhalten da Gefallenen ruhen.

Diese Opfer, sie deutsche Reichsstadt, in der einer ehrwürdigen Vergangenheit uns eine lachende Landschaft Band die Mosel schlängelt. Werk, von dem aus für wichtigen Mauern sich sofort Tod Material zur Kriegführung Armee verwenden mußte, nehmbar geworden ist. Sie wieder drohend wie bereinigt Revanchegeliüste zur That nicht verlassen. In Metz ihrer Glocken trägt die Reich; Deutsche Gräber schon Wort, eine bedeutsame Maß daß uns der Friede erhalten des Reiches immer schöner allen deutschen Städten. Es Kaisers Wilhelm I., wie er breitet. Möge der schöne Wahrheit werden für und starken Regiment seines Er Devise seiner Regierung bringt, nur diesem Ziele Deutschlands zu führen als sein auf allen seinen Weg



... auf Lothringens Gefilden. denken, deren ernste Sprache he Land, in dessen Erde jene

... uns nun wieder, die alte Straßen uns die Schauer in ihrer herrlichen Kathedrale Bindungen wie ein silbernes ist zugleich ein festes Bollwerk als früher, aus dessen gewaltigen Waffenplatz, der ungeheures der Feind allein eine ganze umgeben die Stadt schier uneinnehmbar Reichsland und lagert nun. Sollten aber je französische Deutschland sein Reichsland eine evangelische Kirche. Eine geschaffen durch dich, Deutsches Reich!" ein herrliches werden wird. Aber hoffen wir, die viel heimgesuchte Westmark errichtet im Jahre 1893 von die Gestalt unseres geliebten über das neuerworbene Land Denkmale verewigt hat, zur lange Friedenszeit unter dem a er den Friedensgedanken zur chland für seine Wehrhaftigkeit e beschieden sein, das Scepter s, und Gottes Segen mit ihm